



# Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 6/34

Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 6 S. Reklamezeile 18 S.

Mittwoch, Sonntag, den 11. Februar 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer ... 15 Pfennig

1934

## Sonntagsgedanken

Der Stammbaum

Es ist nicht bloß Ausgeburt einer Modeströmung, wenn heute in zahlreichen Familien ein eifriges Fortschreiten nach den Vorfahren anhebt, wenn in den vergilbten Blättern der Kirchenbücher das Leben der Ahnen erkundet und in oft mühseliger Kleinarbeit der Stammbaum zusammengestellt wird. Darin offenbart sich vielmehr eine Wiederbestimmung des Menschen auf seine Wurzel. Er ist keine Fabrikware, die serienweise die Werkstatt verläßt. Er ist auch kein ungebundenes „Individuum“, das aus sich selbst lebt. Sondern er ist Glied einer unabsehbaren Ahnenkette, Träger bestimmter Erbanlagen, geformt durch Art und Leben seiner Vorfahren und wiederum verantwortlich für Art und Wesen seiner Kinder. Napoleon I. rief seinen Truppen vor der Schlacht am Fuß der Pyramiden zu: „Hier Jahraufende schauen auf euch herab!“ Gilt dies Wort nicht auch jedem von uns? Hinter uns steht ein Heer von Ahnen unseres Bluts, über die Jahrhunderte zurückreichend bis in die graue Vergangenheit. Menschen, vom gleichen Blutstrom getragen wie wir, mit unsern Reichtümern und Mängeln behaftet. Erfüllt uns diese Ahnenreihe nicht mit einem Gefühl des Stolzes und der Verpflichtung? Wir sind vor einer Vergangenheit von Jahraufenden verantwortlich; daß wir das Erbgut, das wir zu treuen Händen erhielten, ungeschmälert wahren und weitergeben an die, die nach uns kommen.

Der Stammbaum ist mehr als bloß eine Sammlung nüchternen Namen und Zahlen. Da werden unsere Wurzeln bloßgelegt. Da enthüllt sich schonungslos, was in einer Familie steckt: Reichtum der Anlagen und schwere Belastung, Erbgut und Erbslud. Da werden die Früchte reichten oder fasslichen Lebens offenbar. Der Stammbaum kann uns von Opfermut und nie verzagender Gläubigkeit erzählen, aber auch von Folgen des Vasters. Und nicht wenige Stammbäume sind plötzlich abgerissen, nicht weil Krieg oder Seuche, sondern weil die Sünde die Leisten eines Geschlechtes verdarb.

So wird der Stammbaum zu einer Predigt für uns. Und wir haben allen Grund, diese Predigt ganz ernst zu nehmen. Wir sind ja selbst nur Glieder in der Kette und tragen die Verantwortung unserer Kinder und Enkel in unseren Händen. Vergessen wir es nicht: Rassenpflege ist nicht nur etwas Außerweltliches! Wohl, wir wurzeln im Blut und seinen Anlagen. Aber die Wurzel reicht in noch größere Tiefen. Legt hin entscheidend für Leben und Gesundheit der Familie ist, ob in ihr der Gehorsam und die Bindung an Gott lebendig ist. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Dies alte Bibelwort bestätigt sich auch am Stammbaum. Hier ist die große Aufgabe der Eltern. Die Kinder sind ihnen keine „Privatsache“, sondern ein Auftrag Gottes. Und die Erziehung ist keine Frage eigenen Gutdünkens, sondern sie steht unter Gottes heiliger Forderung. „Darum hat er uns Kinder gegeben und besohlen, daß wir sie nach seinem Willen aufziehen und regieren, sonst bedürfte er Vater und Mutter nirgend zu. Darum wisse ein jeglicher, daß er schuldig ist, bei Verlust göttlicher Gnade, daß er seine Kinder vor allen Dingen zu Gottes Furcht und Erkenntnis ziehe, und wo sie geschickt sind, auch lernen und studieren lasse, daß man sie, wozu es not ist, brauchen könnte“ (Luther). R. S.

Wo der Herr nicht das Haus bauet...

Daß Kinder wohlgeraten, ist nicht in unserer, sondern Gottes Gewalt und Macht; wo er nicht mit im Schiffe ist, da fährt man nimmer wohl. Luther



## Die Klausenhofen und ihre Nachbarn

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL

18. Fortsetzung

Endlich erhob sich Margot und machte den einzigen Schritt, der sie von Fritz Gerauer trennte, zu diesem hin. „Du weißt, wie es um mich steht!“ „Ich weiß es, Margot!“ „Und daß du Geduld mit mir haben mußt — denn ein einziges Wort des Vorwurfs — und ich bin nicht mehr. Das Leben bietet so viele Möglichkeiten, sich davon zu schleichen.“

„Aber nur mit mir, Margot! Nur mit mir. Ohne mich niemals“, sagte er und fühlte, wie sie sich nicht mehr wehrte, als er sie jetzt auf seine Arme zog — Margot Sturzbaeder auf den Knien eines Mannes.

Er drängte alles Begehren in sich zurück, nicht einmal die Arme wagte er fester um sie zu legen, als nötig war, ihr Halt zu bieten. Ihr schönes Gesicht gegen seine Lippen. „Bist du für eine lange Verlobungszeit, Margot?“ Dabei suchten seine Augen über sie hinweg nach dem Fenster, in der blauen Schwärze des Abends.

Sie stieß nur ein leises „Bald“ hervor.

„Ja!“ Sie erhob sich von seinen Knien und bot ihm die Lippen zum Kuß. Den Arm um ihre Hüfte gelegt, trat er mit ihr vor die Hütte.

Die Welt lag tief und weit. Toternst, beinahe trauernd, standen die Büsche am Hang. Ein Brunnen rauschte. Das kleine Wasser, das durch den Wald lief, quirkte verschlafen.

Margot verlor sich plötzlich in die Arme Fritz Gerauer. So wimmernd hatte der Ton geklungen, der über sie hinwegfuhr. „Es ist nur ein Räuzchen“, beschwichtigte er. — „Was ist?“ flüsterte er leise, als sie den Kopf zurückwarf.

„Dort!“ Er sah eine Flamme, die tanzend und hüpfend zwischen den Stämmen auf und nieder gaukelte. „Ein Irrlicht. Kind. Aber dir bringt es keinen Schaden, du gehst ja den rechten Weg.“

Und dann geschah es, daß Margot Sturzbaeder das Gesicht an seiner Brust barg, während ihre Stimme zu ihm auflehte: „Hilf mir! Ich bitte dich um alles, Fritz, hilf mir!“

Und während er sie an sich zog und seinen Blick von dem tanzenden Lichte wandte, sagte eine Stimme aus dem Dunkel: „Das ist nett, daß ich Sie hier treffe! Vor einer halben Stunde hat man telephonierte, ob ich nicht wüßte, wo Sie stecken! Ich glaube, Frau von Sturzbaeder hat sich geängstigt.“

Und Klaus Süderbloem wunderte sich noch eine Weile nachher, daß die junge Sturzbaederin nur ein solch laappes Kiden für ihn gehabt hatte. Nicht einmal die Hand hatte sie ihm zum Gruß gereicht.

Schöne Frauen haben eben immer ihre Launen.

Die Majorin Hammerstein sah in einem Abteil des Schnellzuges, der sie nach Wien brachte. Er war schwach besetzt. Nur zwei Damen und ein junger Mann hatten außer ihr Plätze im gleichen Abteil belegt. In Linz stiegen alle drei aus. Jetzt war sie allein. Ihre Gedanken hekten und jagten und ließen sie keine Minute zur Ruhe kommen. Immer war es die eine, einzige Frage, die in ihrem Gehirn kreiste. War es der Mann, den das Unglück getroffen hatte? War es der Sohn? Und wie würde sie beide finden? —

Lichter tanzten vorüber. Schweres Schlagen der Räder kündete an, wenn man über die verzweigten Weiden der Stationen fuhr, deren Namen ihr kaum geläufig waren. Kalt wehte es von den Fenstern her und ließ sie etwas der Mitte zu rücken.

Zuweilen fielen ihr die Augen zu. Dann gaukelten wirre, verschwommene Traumbilder an ihr vorüber und ließen sie wieder hochfahren. Sie sah das Gesicht des toten Bruders, gültig, mit dem jarlastischen Lächeln, das ihm eigen war. „Was dieser Mensch dir doch zu schaffen macht!“ — Sie hörte sich selber seufzen und fühlte, wie die Gelenke ihrer Finger schmerzten, so trampfhaft hielt sie dieselben ineinandergesaltet.

Unvermittelt lösten die Träume einander ab. Sie war wieder die junge, glückstrahlende Frau. Der kleine Leo kletterte auf ihren Schoß, schlang die Arme um sie und drückte seine Wange an ihr Gesicht. — Ihre Lider hoben sich schwer. So lange war das schon gewesen. So lange.

Station um Station raste vorüber. Einmal wurde die Tür aufgerissen und wieder zugeschmettert, daß die Fenster noch eine Weile nachjurrten. Klothilde atmete auf, als sie allein blieb, und streckte sich auf den Polstern aus. Aber die ungewohnte Lage verurachte ihr Kopfschmerz. Dann sah sie wieder aufrecht, bis die vermehrte Helle draußen die Nähe Wiens verkündete.

Sehr schnell ging das nun: Die Räder hörten zu hasten auf und standen mit einem kaum merkbaren Aufstall. Am Bahnhof drängten die Menschen, als ob es Mittag wäre und nicht um ein Uhr nachts.

Ihr Blick suchte und suchte. Sie streifte jedes Gesicht, sah unten jeden Hut, bog sich nach jedem hochgeschlagenen Ran-

teltragen vor. Aber keiner von den beiden, nach denen sie Umschau hielt, war darunter.

„Ankomme ein Uhr 48“, hatte sie depechiert und die Depesche an die Adresse ihres Mannes gerichtet.

Die lag aber nun in dessen Wohnung, fein säuberlich gefaltet in der Mitte des Tisches, wie ein versiegeltes Mysterium.

Klothilde stürzte von einem Schreden in den anderen, als sie zwanzig Minuten später am Eingang läutete. Die Fenster des Hauses gähnten im tiefen Dunkel. Niemand kam zu öffnen. Der Nachtportier hatte noch einen Schluß über den Sonntag gemacht. Der Nachmittag war so schön gewesen, und man steckte ohnedies die ganze Woche im Geschirr. Die alte Dame aber, die sonst den fünfzehnten Kothelfer des Hauses bildete, war zu einer Freundin gefahren und der vorgerückten Stunde wegen bei ihr zur Nacht geblieben.

Es gab für Klothilde nur noch eine Möglichkeit: In das Internat zu fahren, wo ihr Sohn untergebracht war. Und nun bestand für sie bereits die Gewißheit, daß das Unglück nicht ihren Mann, sondern ihren armen Jungen getroffen hatte.

„An Türen läuten, zur Nachtzeit, wenn alles schläft! — Wenn Häuser und Straßen in schwarzer Finsternis gähnen! — Wenn alle Mauern Frost und Kälte ausströmen! — Ueberlaut gellte die große Glocke durch das Erdgeschloß. Der Pförtner rappelte sich aus ersten Träumen, schimpfte, schuf in sein Beinkleid und kam in mächtigen Pantoffeln herbeigehürrt.

Was es denn gäbe? — Ob so ein verdammter Kaufjunge wieder zu spät einpaffierte und nun Krakeel schlage.

Nichts von dem.

Klothildes Frage nach ihrem Sohn wirkte verächtlich, und ihr „Verzeihen Sie, daß ich so spät noch läre“, verhöhnte den Alten. Die Baronin Hammerstein wäre sie und hätte ein Telegramm erhalten, das um ihr sofortiges Kommen ersuchte. Ob er vielleicht wüßte, was es mit ihrem Jungen sei?

Er mußte sich erst besinnen. — Der junge Baron Hammerstein, ja, jetzt erinnerte er sich. Wenn man tagtäglich so viele junge Leute aus- und eingehen sah, verschwammen die Gesichter. Aber er kannte ihn schon! Jawohl! Ein Großer, Blonder! Der hatte ihm sogar neulich Blumenstöcke nach oben getragen, damit er die vielen Treppen nicht so oft hatte steigen müssen. War ein guter Bub, der Baron Hammerstein! Da konnte man auch einmal etwas für ihn tun. Will mal schauen gehen. Er wird wohl im Schlafsaal sein!

Mit hart verwunderten Augen kam er zurück. Er wäre nicht da! Das Bett sei leer — jawohl, das eine, über dessen Kopfstapel der Name Hammerstein geschrieben stand. — Ob er den Herrn Direktor weden sollte? Der müßte natürlich wissen, was mit ihm los sei!

„Nein, nicht den Direktor“, bat Klothilde ängstlich. „Wer könnte sonst noch Auskunft geben?“

„Warten Sie mal!“ Der Pförtner dachte nach. Von den Professoren schloß nur Doktor Keller im Internat, und der war ja glattweg die Stiege hinab, wenn er ihn jetzt weden gien. Aber versuchen wollte er's. Die arme Frau war so verängstigt, und der junge Baron hatte ihm neulich Blumenstöcke hinaufgetragen. Auch Blumenstöcketragen konnte Segen bringen.

„Glück muß man haben“, dachte er, als aus Professor Kellers Zimmer noch Licht aus einer Türriße kam. Mal klopfen und sehen. Fressen würde er ihn nicht gleich.

Aber schimpfen tat Dr. Keller weidlich: Was er denn glaube! Er wäre doch Lehrer hier und nicht Kindermädchen. Und der junge Hammerstein, der würde schon irgendwo stecken — irgendwo, wo er totlicher nicht hingehörte. Vielleicht in Grinzling beim Heurigen, verjassen, ja! — Oder auf dem Kobenzl! — Oder in einem Kaffeehaus, wo ein paar ungarische Zigeuner winzelten!

Aber er knöpfte doch seinen Rock zu und ging mit ihm hinunter ins Parterre, wo Klothilde förmlich vernichtet in ihrem Stuhl sah und sich erhob, als er auf sie zukam.

„Doktor Keller.“ Er wüßte bereits Bescheid: Sie wäre die Baronin Hammerstein. Aber wo der Junge sei, das wisse er leider nicht.

Sie holte das Telegramm aus ihrem Täschchen: „Bitte komme sofort! — Leopold.“

Da brach ihm auf einmal der Schweiß aus allen Poren. Sollte er vielleicht? — Hatte er womöglich? — Alles, was er mit ihm gesprochen hatte: Von Rußl, Durchfallen usw. ufm. schloß ihm ins Gedächtnis. Hatte der Junge es so bluternst genommen und doch eine Dummheit gemacht und



Ach unter einen Trambahnwagen oder unter die Räder eines Autobus geworfen? Eine nette Geschichte das!

Das Gesicht des Jungen stand vor ihm, tränenüberzerrt, die schmalen Schultern zuckten, und ein stammelnder Mund fragte: „Glauben Sie, daß ich durchfalle, Herr Professor?“

Aber er war ja doch sehr gut zu ihm gewesen. Das bißchen Schimpfen, mein Gott, das war ja doch so schlimm nicht ausgefallen.

Und er hatte ihm sogar noch nachgesehen, wie er die Straße überquerte und in die Trambahn sprang.

Aber kennt sich einer in der heutigen Jugend aus? — Da lachte so ein junger Mensch und machte seine Späße, und in der nächsten Minute lag er tot und starr! Nur einer Kleinigkeit wegen! Nur, weil er sich nicht verstanden glaubte, weil ein Wort zu hart für ihn gewesen, oder eine Zeilur für ungerecht befunden wurde!

„Er muß doch irgendwas steden“, sagte Dr. Keller, mehr zu sich selbst, als der Mutter zum Troste. „Er muß doch irgendwo steden. Ich hole jetzt meinen Hut und meinen Mantel und dann komme ich mit Ihnen, gnädige Frau! Wenn es nicht anders geht, bleibe immer noch der Weg zur Polizei.“

Aber es war nicht nötig.

Gerade, als sie durchs Tor treten wollten, kam die Mauer entlang ein schleppender Schritt, wie ihn Menschen gehen, die todmüde sind. Eine schlanke Gestalt tauchte in die Helle, die aus der Tür floß, aber ehe sie über die Schwelle trat, hielt Dr. Kellers Arm sie fest.

„Das ist gerade der richtige Zeitpunkt, um einzupasse-ten, Baron!“

Leo Hammerstein klappte förmlich zusammen. „Verzeihung, Herr Professor, ich konnte nicht früher kommen!“

„Schön! Und warum konnten Sie nicht, wenn man fragen darf?“ Er machte eine gebietende Bewegung nach rückwärts, wo Kloßhilde stand. Erst wollte er Antwort von dem Jungen haben.

Leo Hammerstein schludte erst die Tränen hinunter, ehe er sprach. „Der Papa liegt im Krankenhaus. Ich habe an meine Mutter deponiert und bis jetzt am Westbahnhof auf sie gewartet. — Aber sie ist nicht gekommen.“

„Ich bin ja da, mein Bub“, hauchte eine Stimme dicht vor ihm, und dann zog jemand sein farbloses Gesicht an sich, strich ihm das wirre Haar aus den Schläfen und bog immer wieder: „Ich bin ja da, mein Bub! — Ich bin ja da!“

Er verdrang den Kopf an ihrer Schulter, so würgte und klief es ihn. Er hatte sich und den geliebten Vater verlassen und vergessen geglaubt, bar aller Liebe! — Und nun war sie gekommen, während er schon den Stab über sie gebrochen hatte, war da und hielt seinen Kopf in ihren festen, warmen Händen. Und während er durch die Straßen geriet und vor sich hingestöhnte hatte: „So kann sie sein! — So kann sie sein!“ wartete sie hier in Angst und Bangen auf ihn und war im Begriffe ihn suchen zu gehen.

Der Pförtner brachte noch zwei Stühle. So saß er alles erzählt und hatte doch einen langen, schrecklich langen Nachmittag gebauert und eine halbe Nacht. „Bleibst du?“ fragte er und suchte in dem schönen, traurigen Gesicht, das auf ihn gerichtet war.

„Was sonst, mein Bub? — — Darf ich jetzt noch im Krankenhaus vorpredigen?“

„Ich habe gesagt, daß du kommst.“

„Du hast also mein Telegramm erhalten?“ fragte Kloßhilde.

„Kein! — Aber du mußtest doch kommen, Mama!“

Er hatte recht. Sie mußte ja kommen!

Zu dreien bestiegen sie ein Auto, das der Pförtner herbeigerufen hatte. Die Baronin sah mit Dr. Keller auf den dreiten Lederpolstern und ihnen gegenüber der junge Leopold.

Und während dieser Fahrt zum Krankenhaus stieß der Professor sein Urteil über die Jugend von heute um. Ach, sie war ja so gar nicht anders, als man selbst auch einmal vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren gewesen war. Sie tat ja nur so widerborstig und hochmütig nach außen hin und war im Grunde genommen genau so schüchtern und hilfbedürftig, genau so voll des Sehns nach ein bißchen Liebe, wie die vor hundert Jahren auch.

Da redete so ein junger Mensch die Schultern hoch und gab sich unzugänglich und geistlos und duckte sich doch so gerne in ein warmes Nest, wenn es ihm geboten ward. Und wie der junge Leopold jetzt so in halbverschämtem Sünden nach den Händen der Mutter griff, lächelte er ihm ermunternd zu, als wollte er sagen: „Fürchte dich nur nicht, du kleiner Vogel! Leg ruhig deinen Kopf hier in den Schoß! Und wenn alles sich ändert, deiner Mutter Kind bleibst du immer! Koste sie nur aus, die Bonnen, daß sie noch da ist, noch für dich sorgt, noch ihre Arme um dich legt und vor dich hinsteht, auf daß ihr Haupt die ersten Schläge treffen, statt über dich hereinzuwürgen.“

Die Baronin hielt die kalten Finger ihres Einzigen fest umschlossen und drückte sie in stummem Trösten. Als der Wagen hielt, ging Leo mit dem Professor und der Mutter an das große Tor. Auf ihr Läuten wurde sofort geöffnet. Aber nur die Baronin trat ein.

Der Professor hob den Arm unter den seines Schülers und zog ihn mit sich fort. „Was das Schicksal bringt, das muß man alles ertragen lernen“, sagte er gütig. „Und es kommt viel, wenn das Leben lang ist.“

(Fortsetzung folgt.)

**Humor und Lachen**

**Der Bahnhofsleiter**

Hennrich Oberfeldt war Bahnhofsleiter in Neudrandenburg. Wegen seiner unzerstörbaren Ruhe war er weit bekannt. Jungen Beamten empfahl er, eine kurze Pfeife zu rauchen, damit sie in ihrem Dienst die Ruhe behielten. Den folgenden Vers gab er ihnen als Leitpruch:

„Die Eisenbahn geht nach der Schnur, und blinder Eifer schadet nur.“

War irgend ein Verlager vorgekommen, so pflegte Oberfeldt an seine Untergebenen folgende Ansprache zu halten: „Ritters, leggt mir de Mohrheit, — dat Vesgen dor haben (dort oben), dat besorg — ist!“



Felix Dahn

Der deutsche Gelehrte und Dichter Felix Dahn wurde am 9. Februar vor hundert Jahren geboren. In seinen Werken verherrlichte er vor allem das germanische Heldentum.

**„Der Kampf um Rom“ und sein Schöpfer**

Zum 100. Geburtstag Felix Dahns

Im Sommer des Jahres 1933 wurde eine Statistik darüber angestellt, welche Bücher in den Berliner Leihbibliotheken am meisten verlangt werden. Selbstverständlich stand eine Reihe moderner Werke im Anhang. Etwa von der zehnten Stelle ab begann der eiserne Bestand der Bücher, die immer wieder von neuem verlangt werden. Es muß doch wohl mehr als ein Zufall sein, daß in dieser Kategorie zwei historische Romane fast nebeneinander in erster Reihe standen, nämlich „Der Kampf um Rom“ von Felix Dahn und „Die Ahnen“ von Gustav Freytag. Diese Feststellung zeugt von der inneren Kraft, die beiden Werken heute noch zu eigen ist, obwohl sie schon das für ein Buch recht ehrwürdige Alter von mehr als einem halben Jahrhundert besitzen.

Der Geburtstag des Dichters Felix Dahn fällt am 9. Februar zum hundertsten Mal. Er war in Hamburg als Sohn des Schauspielers Friedrich Dahn und der Schauspielerin Konstanze Le Gay geboren. Er studierte in München und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte. Von 1857 bis 1862 lehrte er an der Universität München deutsches Recht. 1863 wurde er ordentlicher Professor in Würzburg, 1872 in Königsberg und 1883 in Breslau, wo er bis zu seinem Tode am 3. Januar 1912 verblieben ist.

Das Eigenartige des Wirkens Felix Dahns liegt darin, daß er als Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Dichter sich einen Namen für die Nachwelt gesichert hat. Die vielfachen Nebenbeschäftigungen seiner Studien und Forschungen auf den Gebieten der Rechtswissenschaft und der Geschichte brachten es ganz von selbst mit sich, daß er als Dichter in erster Linie auf die Stoffe zurückgriff, die er als Wissenschaftler beherrschte. Allerdings widmete er seine Zeit und Kraft trotz seines Anschlusses an den Geheißenen Dichterkreis erst in späteren Jahren der Belletristik. Die juristischen Arbeiten können wir hier übergehen. Doch sei auf ein Werk verwiesen „Die Landnot der Germanen“, das 1880 erschienen ist und heute wieder aktuelle Bedeutung wegen der geschichtlichen Erkenntnisse, die es vermittelt, gewonnen hat. Von seinen geschichtlichen Arbeiten steht das rechtsgeschichtliche Werk „Die Könige der Germanen“ mit neun Bänden voran. Seine Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker und die Geschichte der deutschen Urzeit sind vor allem wegen des Quellenmaterials für die Geschichtsforschung unentbehrlich.

Am meisten bekannt wurde jedoch sein Name durch seine historischen Romane deren erster „Der Kampf um Rom“, auch sein bester war. Seine späteren Romane aus der Völkerverwanderung umfassen dreizehn Bände, zu denen noch größere Erzählungen aus den Zeiten Karls des Großen und der Kreuzzüge hinzukommen. Mit Geschick und Glanz verstand es Dahn, seinen geschichtlichen Erkenntnissen modernes Leben, Gedankengänge und Sprache einzugliedern. Bei aller dichterischen Freiheit hielt er sich im großen und ganzen an die Quellen, jedoch auf diese Weise den Lesern geschichtliche Kenntnisse vermittelt wurden, die ihnen bis dahin vollkommen ferngelegen waren. Zweifelslos war Dahn wie auch schon das kritische Urteil eines Zeitgenossen feststellte, eine bedeutende poetische Kraft, wenn auch keine vollkommen ausgeglichene Künstlernatur. Manchmal stand eben doch der Professor dem Juristen im Wege. Glücklicher noch war Dahn in seinen epischen Dichtungen, in einigen Operntexten, vor allem aber in seinen Balladen. „Der Kampf um Rom“ stand unter anderem seinen lyrischen Niederlagen in den vier Balladen „Gotenreue“, „Tejas Totengelang“, „Götterschlacht“ und „Gotenzug“, die vielfach auch musikalisch vertont oder untermauert worden sind. „Die Reite von Marienburg“ gehört auch heute noch zu den Melodramen, die sich besonderer Bevorzugung erfreuen.

An seiner Gattin Therese, einer gebürtigen Freilin von Droste-Hülshoff und Nichte der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hatte er eine wertvolle und getreue Helferin. Er gab mit ihr zusammen Gedichte und germanische Götter- und Heldenlagen heraus. Sie hat ihn bis zum Jahre 1929 überlebt und nach seinem Tode eine Reihe von Neuauflagen seiner Werke besorgt.

Der geistige Aufbruch der neuen Zeit hat die heutige Generation aufgeschloffen für die deutsche Vergangenheit gemacht. Namentlich ist auch das Interesse für die deutsche Mythologie immer stärker geworden. Wer nach Aufschluß sucht, kann gerade bei Felix Dahn eine Fülle von dem finden, was er erhofft. Die Begeisterung für altgermanische Herrlichkeit, die fast aus jeder Zeile seiner Werke hervorleuchtet, wird auch heute wieder ein gleich gestimmtes Echo in den Herzen der Leser wecken.

**Maskentreiben, Lebensfreude . . .**

Von Walter Kielens

Es ist wieder Faschingszeit in Deutschland. Das meckt man in Norddeutschland nicht so sehr, wie in Süd- und Westdeutschland. Schon gleich nach Neujahr kommt in München oder Köln zum Beispiel eine besondere Note auf, die an Deutlichkeit gewinnt, je früher das Osterfest ins Jahr fällt. Kärntnermittwoch fällt in diesem Jahre auf den erstaunlich frühen Tag des 14. Februar, man muß sich also mit allen Kräften daran halten, wenn man einen tüchtigen Zipfel Lebenslust erwischen will und wer möchte das nicht. In vielen deutschen Städten, die auf einen historischen Karneval zurückblicken können, ist dieses Jahr wieder das bunte Leben und Treiben auf der Straße wie vor dem Kriege freigegeben, in München zum Beispiel darf man sich wieder maskiert auf der Straße zeigen. Wer einst einen echten, herrlichen Münchener Fasching mitgemacht hat, wird zugedenken, daß das bunte, süßlich-jorgenlose Karnevalstreiben auf der Straße erst dann seinen höchsten Glanz erreicht, wenn sich die Rudel von Maskierten zeigen, wenn jeder, und mag er noch so griesgrämig sein, durch ein ungegliedertes altes Gezeig dazu angehalten ist, auf alle Fälle gute Miene zum lustigen Spiel zu machen.

Der Fasching von einst wird natürlich nicht ganz erreicht und eingeholt werden können, wenigstens nicht, was seine äußere Ausmachung anbetrifft, dazu fehlt in unserer Zeit einfach das Geld. Trotzdem aber wird das neue Deutschland zeigen, daß es wieder herzlich und fröhlich lachen kann, auch wenn es im Geldbeutel etwas schmal aussieht. Der Nationalsozialismus beachtet die Lebensfreude, das Reichsministerium Dr. Goebbels erst unlängst erklärt und der Fasching war und ist einer der Höhepunkte deutscher Lebens- und Daseinsfreude.

Der Fasching ist ein Fest der Volksgemeinschaft. Gerade die Masken, die zu ihm gehören, haben auch früher und einst jeden sozialen Unterschied verwischt, arm und reich waren gleich, Respektspersonen galten nicht mehr als ein gehöriger Karr, kein Spott, wenn er in den Grenzen des Erträglichen blieb, durfte übel genommen werden und besonders in den feudalen und kleinbürgerlichen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts bot der Karneval die einzige Gelegenheit und Möglichkeit, die Stimme des Volkes ein wenig zu Gehör zu bringen.

Ob ein Fasching echt ist oder nicht, erkennt man sofort. Die vielen Verjüde zum Beispiel, in Berlin oder Hamburg so etwas wie einen Karneval anzuziehen, sind alle mißlungen. In Berlin, Hamburg und anderen norddeutschen Städten tanzt man in der Faschingszeit etwas mehr als sonst und schläft etwas weniger, die Zahl der Bälle, Kostümfeste und Afterspartys steigt beängstigend an, aber ein Fasching ist das eigentlich nicht, es ist kein gemeinsamer Zug im Ganzen, keine Selbstverständlichkeit und vor allem kein Maskentreiben. Krone aller Bälle ist immer und stets ein Maskenball, nichts in der Welt geht darüber.

In der Mitternachtsstunde des Faschingsdienstages, mit dem Glockenschlag zwölf Uhr, hört unweigerlich die Musik mitten im Walzerakt auf, das Lachen wird leiser, kalte Luft dringt in den Saal, und ein halb Tugend schwarze Leihentöcher tragen den Sarg Prinz Karnevals, der soeben verstorben ist. Faschingsende — die Fastenzeit beginnt!

Alte Regel: je kürzer der Fasching, desto schöner ist er. Der Fasching 1934 wird nicht so schnell vergessen werden.

**Maskenzwang**

Eine Faschnachtsmoreske

Am Samstag vor Karneval hatten zwei Karten mit einer Einladung zu einem Maskenball ins Haus, die Dr. Richard Ehlers, der hochgewachsene, impatibliche Rechtsanwalt, schon heroisch zerreißen will, als sein Blick auf die Bemerkung „Maskenzwang bis zwei Uhr“ fällt.

Maskenzwang! In seiner Phantasie beginnt ein Gaukeln und Schaulen. Einmal diese Tollheit mitmachen, als ganz Unbekanntes! Sich hinter einer Maske verstecken, sich geben wie vor der Zeit, da man . . . Ach ja, auf den Maskenbällen der Universitätsstadt war es doch manchmal bunt hergegangen . . .

Richard sieht noch mit den Karten in der Hand vor seinem Schreibtisch, als Emily, seine Frau, zu ihm tritt.

„Du, hier sind zwei Karten zu einem Ball mit Maskenzwang.“

„Ach, Richard, wir wollen doch nicht. Willst Du Dich jetzt noch anders befinden? Wir haben nun schon so viel abgeleigt. Wir können doch all die anderen nicht vor den Kopf stoßen.“

Er sitzt zögernd da, befeht die Karten, beht sich auf die Unterlippe, was er immer tut, wenn er unschlüssig ist, steht dann leutzend auf und meint etwas verdrießlich:

„Daß wir in den zehn Jahren so alt geworden sind, hätte ich nicht gedacht.“ Emily strukt sieht ihm nach, fühlt instinktiv, daß er gern möchte. Sie will ihm nicht im Wege stehen. Geht ihm nach und meint leimlaut:

„Wenn Du aber gerne gehen möchtest — ich bin ja auch nicht abgeneigt.“ Aber Richard hat sich das schon anders ausgedacht. Er will nur nicht sagen, wie — wenn sie es selbst nicht beargwöhnt.

Schweigt also.

Mittags kommt das Gespräch wieder auf den Maskenball. Die Atmosphäre ist etwas geladen. Es wird wenig gesprochen. Emily sieht ihm an den Augen an, was ihm auf der Zunge brennt. Denkt, wenn ich einwillige, mitzumachen, ist ihm nicht geholfen. Daß er allein gehen will, wird er nicht zu sagen wagen. Und warum soll ich zu Hause bleiben? Schließlich bin ich in den zehn Jahren nicht älter geworden als er.

„Wenn Du dann absolut etwas mitmachen willst, können wir ja . . .“, bemerkt sie schüchtern.

„Nein, nein“ erwidert er fast barock. „Das wäre sinnlos.“

„Aber hör mal, warum sinnlos? Ich denke, Du wolltest . . .“

„Du meinst“ entgegnete er, „daß wir nicht miteinander tanzen können. Du schwärmst für Walter, willst mit keinem anderen tanzen, und ich tanze keinen Walzer und . . .“



### Wanderlebensregeln

Von Max Esch

Willst du hinaus in die weite Welt,  
so laß das Sorgen dahinten.  
Nimm nicht zuviel, doch ein wenig Geld,  
das weitere sollst du finden.

Ein stinker Fuß, eine stetige Hand,  
und das Herz am richtigen Fleck  
so kommst du sicher im fernsten Land  
auch um die gefährlichste Ecke.

Und den Schulfuß — vergiß den Schulfuß nicht,  
um den uns der Erdkreis beneidet.  
Erstreck dich an seinem schönen Gewicht,  
solange dein Rücken es leidet.

Doch hab er ein Loch, hübsch lang und weit  
wenn nötig gebrauche die Schere,  
damit er beim Wandern, im Laufe der Zeit  
sich heimlich und schmerzlos entleere.

Was alles du siehst, ist dein Wanderlohd,  
den magst in die Tasche du rammen;  
vielleicht ist es Plunder, vielleicht ist es Gold,  
so lag's auch im Schulfuß besammeln.

Dann: — führt dich niemand, und mußt du geh'n,  
greif aus, kein Weg mach' dir bange.  
Und siehst du das Glück an der Straße stehen:  
greif zu, besinn dich nicht lange.

Doch wendet den Rücken es manches Mal,  
und zeigt dir kochhaft die Krallen,  
geh' weiter! Bleib treu deinem Eisen und Stahl  
und preiß auf die Edelmetalle.

So ziehe getroßt bergauf, bergab,  
und trage und schaffe und scherze;  
bringst du nur zurück, was Gott dir gab,  
dein altes tröstliches Herze.

Folg.

### Deutschlands kleinste Städte

Dreißig Häuser und ein Oberbürgermeister

Die zweitkleinste deutsche Stadt ist Zavelstein,  
siebenkleinste Bernau

Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Superlative geben immer Ruhm. Datum sind es auch  
berühmte Städte, mit denen ich Dich, lieber Leser, heute  
bekannt machen will. Es sind die Städte im deutschen  
Land, die nicht auf jeder Landkarte zu finden sind, die  
kleinsten Städte, die Miniaturgegenstände zu Berlin, Ham-  
burg, Köln.

Die deutschen Villustädte sind vorwiegend im mitt-  
leren und südlichen Deutschland anzutreffen, das mehr als  
der Norden der Brennpunkt der mittelalterlichen deutschen  
Geschichtsevents war. Und wenn wir die kleinste  
deutsche Stadt anschauen wollen, müssen wir uns sogar bis  
nach an die Grenze im Süden Deutschlands begeben, denn  
dieser Ruhm gehört dem am Oberrhein an der Elzabahn-  
linie Basel-Konstanz gelegenen Städtchen Haueneßlin.  
In drei Minuten kann man diese „Stadt“, die aus einer  
einstufig mit ungefähr dreißig Häusern bebauten Straße  
besteht, durchqueren. Aber es wäre falsch, daraus schließen  
zu wollen, daß Haueneßlin ein unbedeutendes Nest sei. Der  
Ort ist sogar geschichtlich sehr interessant. Jahrhundertlang  
war es, von dessen großer Zeit eine Burg ruine kündet, die  
Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, deren Bewohner  
noch heute viel von ihren alten Sitten und Gebräuchen er-  
halten haben. Im Jahre 1433 wurde in Haueneßlin zwi-  
schen den Schwäbischen und Schweizerischen Städten ein  
Bündnis — die sogenannte Haueneßliner Einigung — gegen  
Oesterreich geschlossen, und zu Beginn des 18. Jahrhun-  
derts nahmen die Salpeterkriege von hier ihren Ausgang.  
Seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts gehört die  
kleinste deutsche Stadt zum badiischen Mutterlande und er-  
streckt sich mit ihren — sage und schreibe — 206 Einwohnern  
eines friedlichen Daseins.

Da jede Stadt einen Sitz für ihre Stadtverwaltung  
haben muß, besitzt auch die kleinste deutsche Stadt ein Rat-  
haus, wo der Bürgermeister seines Amtes walten kann.  
Was macht's, daß dieses Rathaus nur eine zweistöckige  
Front hat! Und da in jeder Stadt die Bürger auch Ge-  
sellschaften haben müssen, ihre Vereinsversammlungen abzu-  
halten, so besitzt Haueneßlin zwei Gasthöfe, von denen der  
eine besonders berühmt ist, denn er kann in seinem Saal  
die ganze Einwohnerschaft der Heimatstadt aufnehmen, was  
ihm selbst in Berlin kein Raum nachmachen kann, so gern  
die Berliner jeden Ruhm für sich in Anspruch nehmen.

Die zweitkleinste deutsche Stadt liegt in Schwaben, und  
zwar im württembergischen Schwarzwalddreis und führt  
den Namen Zavelstein. Ihre schöne Lage auf einer  
schmalen, steil abfallenden Höhe über dem Bodensee hat  
sie zu einer beliebten Sommerfrische gemacht. Auch ihre  
geschichtliche Bedeutung ist weit über ihren Villustrahmen  
hinausgewachsen. Denn sie beherrschte in ihrem Bereiche  
die Ruinen der romantischen Burg Zavelstein, die einst  
den Grafen von Calw gehörte, als Aufenthaltsort Eber-  
hards des Greimers beim Ueberfall der Schlegler im Wild-  
bad 1307 diente und im 17. Jahrhundert von den französi-  
schen Horden Mélas zerstört wurde. Die Umgebung dies-  
es Städtchens ist durch die üppige Blütenpracht der blauen  
Krokusse, die man im März jedes Jahres auf den umliegen-  
den Bergwiesen bewundern kann, berühmt.

Während die zweitkleinste deutsche Stadt mit ihrer Ein-  
wohnerzahl noch unter dreihundert bleibt, geht die drit-  
t kleinste um sieben Köpfe darüber hinaus. Sie heißt Neust-  
kreutz und liegt wieder im Badiischen, im Kreise  
Offenburg südlich von Baden-Baden. Seit der Abtrennung  
Elsas-Lothringens ist sie nicht weit von der französischen  
Grenze entfernt. Sie blüht nicht auf eine große Geschichte  
zurück, ist aber in ganz Deutschland durch die Zigarren-  
fabrikation, die dort betrieben wird, bekannt geworden.

Die viertkleinste deutsche Stadt finden wir im Hanno-  
verischen; ihrer etwas über dreihundert gehenden Einwoh-  
nerzahl entsprechend, ist es die kleinste geschäftige Stadt  
Wittlage an der Hunte im Regierungsbezirk Osnä-  
brück. Auch von dieser Stadt, aus deren Geschichte wir über-  
gens nichts zu berichten wissen, sollte man nicht gering den-  
ken, denn sie kann sich trotz ihrer Einwohnerzahl als Kreis-  
stadt des Kreises Wittlage Respekt verschaffen.

Das halbe Duzend der kleinsten deutschen Städte wird  
von zwei Städtchen gleichen Namens voll gemacht. Die  
fünfkleinste Stadt Fürstenberg liegt im Kreise Bil-  
lingen des badiischen Landes, und die sechskleinste deutsche  
Stadt Fürstenberg im ehemaligen Fürstentum Waldeck. Sie  
bleiben beide mit ihrer Einwohnerzahl weit unter vierhun-  
dert, aber in ihrer Bedeutung kommt der waldeckische Ort  
nicht an das badiische Fürstenberg heran. Denn dieses  
badiische Städtchen, das seine Häuser an den beinahe tau-  
send Meter hohen Berg gleichen Namens lehnt, besitzt das  
Stammloß der Fürsten von Fürstenberg und stellt seine  
Ruinen heute noch zur Schau.

Die siebentkleinste deutsche Stadt ist das am lieblichen  
Röhlbach in Schwaben gelegene Bernau, das sich alter-  
tümlich und malerisch auf einem schmalen Berggraben zwi-  
schen zwei Tälern aufbaut und von dem auf einem Berges-  
hang gelegenen Schloß Bernau bewacht wird. Blum-  
enfeld ist die achtkleinste deutsche Stadt und schon die  
vierte dieser Reihe in Baden. Die neunkleinste ist Sta-  
den an der Ridda in Hessen, ein Städtchen, das mit 425  
Einwohnern ein Schloß und eine Mineralquelle besitzt.  
Limburg, ebenfalls in Hessen, und Wald in Hohen-  
zollern-Sigmaringen, das sogar ein Amtsgericht besitzt, sind  
die nächstfolgenden.

Und dann kommt als zwöftkleinste deutsche Stadt  
Rothenfels am Main, das ebenfalls noch unter fünf-  
hundert Einwohner hat und Bagerns kleinste Stadt dar-  
stellt. Dennoch ist sie wirtschaftlich sehr auf der Höhe, treibt  
regen Holzhandel, nennt große Böttchereien und Sandlein-  
brauerei ihr eigen und zieht auch viele Wanderer in ihre  
Wäuer, zumal sie als Sehenswürdigkeiten eine alte  
gotische Kirche und ein romantisches Schloß besitzt.

Das sind also die Villutgegenstände zu den größten  
deutschen Städten, ebenso bunt in ihrer Zusammenstellung  
wie die deutschen Riesentädte und ebenso mannigfaltig wie  
das ganze deutsche Land, wengleich sie sich auch als Zwerge  
im Verborgenen halten.

### Öffnung der Zarenfarge

Durch die Tscheta

Der „Türmer“ ist durch einen russischen Flüchtling im  
Warschau in den Besitz eines Briefes von einem prominen-  
ten Petersburger Tschelisten gekommen, in dem die Einzel-  
heiten der gewaltsamen Öffnung der russischen Zarenfarge  
im Mausoleum der Peter-Paul-Kathedrale in Petersburg  
beschrieben werden.

„Ich schreibe Dir“, so beginnt der Brief, „unter einem  
unvergesslichen Eindruck. Es öffnen sich die schweren Türen  
des Mausoleums, und vor unseren Augen erscheinen die  
Särge der Zaren, die im Halbbrunn aufgestellt sind: vor  
uns erstreckt sich die ganze Geschichte. Auf Befehl des  
Oberkommissars wird mit den „jungem Särgen“ begonnen.  
Die Mechaniker öffnen den Sarg Alexanders III. Die  
halsamtierte Zarenleiche hat sich gut erhalten. Alexan-  
der III. liegt in Generalsuniform, die reich mit Orden ge-  
schmückt ist. Die sterblichen Ueberreste des Zaren werden  
rasch dem silbernen Sarg entnommen, von den Fingern  
nimmt man die kostbaren Ringe, von der Uniform die mit  
Edelsteinen geschmückten Orden. Dann wird die Leiche  
Alexanders III. in einen Eichenjarg gelegt, der verschlossen  
und versiegelt wird.

Dasselbe Verfahren wird bei den Särgen Alexanders II.  
und Nikolaus I. angewandt, wobei sehr rasch gearbeitet  
wird, denn die Luft in dem Mausoleum ist sehr schwer. Der  
Sarg Alexanders I. ist leer; die Bolschewiki sind über-  
rascht. Der leere Zarenjarg scheint die Legende zu bestäti-  
gen, wonach der Tod des Zaren in Taganrog — im Süden  
Rußlands — und die Bestattung seiner Leiche eine Erbil-  
dung seiner selbst gewesen ist, um den Rest seines Lebens in  
Sibirien als Einsiedler beschließen zu können. Unheimliche  
Augenblicke durchlebten die Bolschewiki bei Öffnung des  
Sarges des Zaren Paul. Der die Leiche umschließende  
Koff hat sich gut erhalten, einen schweren Eindruck machte  
der Kopf Pauls. Die Wachsmaske auf seinem Gesicht ist  
unter dem Einfluß der Zeit und der Temperatur durchsich-  
tig geworden, und man konnte durch deren Risse das ent-  
stellte Gesicht des ermordeten Zaren sehen.

Die an der Öffnung Beteiligten hatten es mit der  
größten Eile zu tun. Die silbernen Säрге der russischen  
Zaren wurden, nachdem die Leichen in eichene gelegt  
waren, in einer Reihe aufgestellt. Am längsten machten sich  
die Bolschewiki am Sarg der Zarin Katharina I. zu schaf-  
fen, da sich hier am meisten Edelsteine befanden. Endlich  
gelangte man zum letzten Sarg, in dem die Gebeine Peters  
des Großen gebettet sind. Nur mit Mühe ließ sich dieser  
Sarg öffnen. Die Mechaniker erklärten, daß scheinbar zwi-  
schen dem äußeren und dem inneren Sarg sich noch ein  
dritter leerer befindet, der die Arbeit erschwert. Man fing  
an, den Sarg aufzubohren, und bald öffnete sich der Deckel  
des silbernen Sarges, den man, um die Arbeit zu erleich-  
tern, senkrecht aufgestellt hatte, und vor den Blicken der  
Bolschewiki erstand in seinem Riesenschwung Peter der  
Große.

Erstaunt wichen die Bolschewiki zurück. Peter der Große  
stand wie lebendig vor ihnen, sein Gesicht hat sich wunder-  
bar erhalten. Der große Zar, der zu Lebzeiten Menschen  
mit Furcht erfüllte, hat selbst den Tschelisten Furcht einge-  
flößt. Doch bei der „Umsetzung“ zerfiel die Leiche des  
großen Zaren, die sich zwei Jahrhunderte erhalten hatte,  
in Staub.

Bald war die furchtbare Arbeit der Tschelisten beendet  
und die Eichenfarge mit den Ueberresten der Zaren wurden  
nach der Jaank-Kathedrale übergeführt und im Erdgeschloß  
untergebracht. Die Hentersarbeit war getan; ein russisches  
Bolschewiktum war geschändet.

„... ja, Du tanzt überhaupt nicht gerne mit mir“, fällt  
ihm Emily ins Wort und blinzelt mit den Augenwimpern.  
Bemo. Schweigen. Zwei Hgen sich mit roten Köpfen  
gegenüber.

Ehe er nach dem Mittagschlaf wieder in sein Büro geht,  
mit sie zu ihm, nimmt seine Hand und erklärt ihm still und  
schluchend:

Hör mal, ich hab mir's überlegt. Geh Du ruhig zum  
Ball, bring mich zu meiner Freundin Elise, ich hab schon  
mit ihr gesprochen. Ihr Mann ist verletzt, ne treut mir,  
wenn sie heute nacht nicht allein zu schlafen braucht. Du  
weißt, wie unglücklich sie ist. Ich komme dann morgen früh  
wieder. Bis dahin wirst Du so wohl zu Hause sein.“

Im Dunkel des Hausflurs merkt Richard nicht, welcher  
Schloß seinem Weibe im Rücken sitzt.

Er brummt sehr zurückhaltend: „Meinetwegen“, und geht.  
Am Abend verlassen zwei klopfenden Herzens das Haus.  
Vor der Wohnung der Freundin verabschiedet sich Richard,  
nachdem er versprochen hat, gegen Mitternacht anzurufen  
und zu sagen, ob es ihm gefalle. Vänger wolle sie nicht wach-  
bleiben, erklärt Emily. „Wenn's ihm nicht gefalle, könne  
er sie dann immer noch nach Hause holen.“

Richards Weg zum Kaiserhof ging an einem Kostümver-  
leihgeschäft vorbei. „Ich habe gerade noch einen dunkel-  
grünen Domino hier, grüne Seide mit rotem Futter“, ver-  
führte der Mann hinter der Theke. „Kostet zwar zehn  
Mark; dafür haben Sie aber auch die Sicherheit, daß kein  
Kensh Sie erkennt, mein Herr. Es ist lang und hat eine  
große Kapuze. Sie können es bis oben schliefen und brau-  
chen nicht einmal eine Maske für das ganze Gesicht.“

„Gut“, schlug Richard ein, „verpacken Sie mir den Do-  
mino und schicken Sie das Paket in den Kaiserhof.“

Er zahlte und ging.

Die Spiegel in den Sälen des Kaiserhofes hatten viel  
zu tun, all die Buntheit wiederzugeben, die sich hier von  
Arm zu Arm schwang. Niemand achtete darauf, wer kam  
und wer ging. Der grüne Domino überragte das Gewim-  
mel; hinter seiner Maske spähte ein scharfes Auge nach  
einem Abenteuer aus. Bald war Mitternacht, dann würde  
er anrufen, und dann waren es noch zwei Stunden bis zu  
dem entscheidenden Moment, da die Masken gelüftet werden  
sollten.

Als er anrief, meldete sich Emily, etwas verschlafen, fast  
gähmend. „... ja, es gefällt Dir. Nun amüßst Dich gut.  
Ja, wir gehen gleich schlafen. Aber Mümmeln, daß Du mit  
seiner Dummheiten machst! Also gute Nacht!“

Im Kaiserhof hatte einer noch nicht den Hörer ein-  
gehängt, als Emily aus Elises Wohnung schlüpfte und als  
entzündende Rotofodame in das draußen bereitstehende Auto  
sprang. Im Foyer des Kaiserhofes zog sie die mattgrüne  
kleine Maske vor die Augen, ließ sich den Mantel abnehmen,  
entfaltete ihren Fächer und begab sich, hochheißvoll wie eine  
Prinzessin, in die Siegelhalle. Als sie sich mitten in dem  
Gemenge befand, spielte die Musik gerade zu einem Walzer  
auf. Drei Kavaliere stürzten sich auf einmal auf die „Prin-  
zessin“.

„Aber, Sie Unholde, bitte, nur einer kann mich entfüh-  
ren“, zwitscherte sie und ließ die beiden anderen, darunter  
einen verächtlich langen Kerl in einem grünen Domino,  
stehen. Der Walzer drang wie Sekt in ihr Gehirne. Ihre  
Kavaliere führte sie leicht und geschickt, hing an zu plaudern  
und zu scherzen. Sie winkte und nickte, indes ihre Augen  
den grünen Domino verfolgten. Aber ganz unaufällig.  
Auch er tanzte, aber er war nicht bei der Sache. Er führte  
keine Dame immer haarigart an ihr vorbei und ließ sie  
nicht aus den Augen.

Der Tanz ging zu Ende. Verneigung und Handschuß. Oh,  
man war sehr galant. Wo die Gnädigste ihren Platz habe,  
fragte der Kavaliere. Sie dankte, sie wolle schon durchsindern,  
bemerkte Emily und schwebte davon. Die weißen Loden  
nicken unter dem Lustzug ihres niedlichen Fächers.

Pflöchlich stellte sich ihr der grüne Domino in den Weg.  
„Würden Eure Durchlaucht gestatten...“

„Meine Durchlaucht gestattet gar nicht“, antwortete sie und  
gab dem Verwegenen einen leisen Schlag mit dem Fächer  
auf die Backe. Majestätlich schritt sie weiter. Der Domino,  
unmäßig etwas verblüfft über das Gezwitscher dieser  
Stimme, folgte ihr in einigem Abstand.

Im Koiensaal legte ein neuer Tanz ein. Im Ru stand  
der Grüne an ihrer Seite: „Aber einen Tanz dürfen Durch-  
laucht mir nicht verwehren“, erdreistete sich der Domino jetzt.

Emily ließ sich in die Mitte des Saales führen und tanzte.  
Grazios, nachgiebig in jeder Bewegung ihres großen Kava-  
liers. Aber immer das Gesicht abgewandt, immer nur  
nickend, wenn er etwas fragte, innerlich aber sich schüttelnd  
vor unbändigem Lachen.

Ob der nächste Tanz noch frei sei, fragte der Domino.  
Sie nickte wiederum. Und auch den übernächsten verschenkte  
sie an den Grünen.

Der Kavaliere ließ nicht mehr locker. Er bestete sich an ihre  
Fertigkeiten und überwachte seine Prinzessin wie ein Höllenhund.

Als er auf zwei Uhr zuing, deutete die Dame an, daß  
sie müde sei und heimgehen wolle. Da wurde der Kavaliere  
satt unwillig. Ob sie nicht den Mut habe, bis zwei Uhr zu  
warten, fragte er.

„Nein, dazu habe ich keinen Mut“, flüsternte die Schöne,  
wohl wissend, daß den Grünen dadurch erst recht die Un-  
geduld quälend würde.

Fünf Minuten vor zwei Uhr erhob sie sich plötzlich und  
erklärte, jetzt heimfahren zu wollen. Sie wisse nun genug  
von ihrem Kavaliere und sei weiter gar nicht neugierig.

„Ich stelle Ihnen anheim, mich nach Hause zu bringen“,  
flüsternte Emily, mit den Augen blinzeln. Der Domino  
wurde plötzlich verlegen, überlegte blinzelnd, was zu tun  
sei, erhob sich dann langsam und bot der Dame seinen  
Arm. Draußen winkte sie einer Taxe, ließ sich hineinheilen  
und machte — immer noch die Maske vor dem Gesicht, dem  
vermummten Domino Platz.

Als der Wagen anbrang, fiel ihm seine Prinzessin fast  
wie von selbst in die Arme. Sie wollte sich entschuldigen.  
Er aber griff lähn zu ihrer Maske, kreiste sie hoch, ver-  
wunderte sich, daß sie es so leicht geschahen ließ, vernahm  
aber zugleich ein gluckendes Lachen. Die Frau in seinen  
Armen schüttelte sich vor Vergnügen.

„Du brauchst Deine Maske nicht zu lüften“, sagte sie, als  
er ihren Mund wieder freigab. Er tat es aber doch: „Damit  
Du endlich siehst, wen Du zum Katzen gehalten hast“, ge-  
hand er — nicht wenig beizhänzt.

### Feuerprobe

Hans Joachim Gernstoda und seine junge Frau Lonnie waren vor wenigen Stunden von ihrer Hochzeitsreise zurück in ihrem neuen Heim angekommen. Die Eltern hatten sie hier empfangen und dann noch ein frühes Mahl mit den jungen Leuten eingenommen.

Nun aber mußten die Kinder Ruhe haben, erklärte Papa Gernstoda.

„Wenn's erlaubt ist, junge Frau“. Er streichelte Lonnie das heiße Gesichtchen und küßte sie auf die Stirn. „Wie gut du bist“, sagte sein Töchterchen und bot ihm die Lippen.

Mit strahlendem Blick umfing Hans Joachim den Vater und sein junges Weib. „Entschuldige Lonnie“, bat er dann. „Ich habe noch etwas anzuordnen für morgen. Der Alltag beginnt. Mach' es dir bequem unterdes“, flüsterte er ihr gütlich zu. „Ich spate mich so viel ich kann.“

Die junge Frau schritt in ihr Schlafgemach. Da auf dem Silber der Toilette unter Schleißen und Spitzen hervor schauten ein paar Briefe heraus.

„Noch eine Post“, rief Lonnie heiter und griff nach ihnen. Der erste galt einer Anzeige von Heiz- und Beleuchtungsgeräten. Lonnie lächelte. Der zweite enthielt ein Preisverzeichnis von Zigarren, sie lächelte heiterer noch. Nun aber der dritte, das dicke blaue Leinenpapier, die Adresse in Stillschrift, das würde doch etwas sein!

Lonnie öffnete abermals — und blaß wurden die blühenden Wangen; ihre Augen blickten starr immer wieder auf die Zeilen in ihrer Hand.

„Sie haben es erreicht“, stand es hier zu lesen, „erreicht. — Sie sind die Frau von Hans Joachim geworden; gehören damit zu den ältesten angelegenen Familien unserer Stadt. Aber kein Herz gehört Ihnen nicht! Das verlangt doch etwas anderes, als solch kleine Bute vom Land, ob er sich auch deren Millionen für die Aufbesserung des Familienvermögens gern gefallen läßt. Man hat Verluste gehabt. Das aber sollten Sie wissen, meine gnädigste Frau — sonst gäbe es keine Gerechtigkeit in der Welt —“

Der Brief hatte keine Unterschrift, aber er hatte etwas Persönliches. Es war, als ob Erlebtes aus ihm redete.

Wenn dem so war — Lonnie sprang auf —, wenn er sie belogen, wenn alle seine Liebe und Zärtlichkeit nur ihrem Gelde gegolten, dann hatte er ihr das Schlimmste getan, was ein Mann einer Frau tun kann. Und sie wollte fort, heute noch — gleich — da aber schon laut sie wie vernichtet auf die Chaiselongue und brach in Tränen aus.

Kühl wehte der Abendwind herein, kosend wie Mutterhand strich er der jungen Frau über die heiße Stirn. Ruhiger gingen die Gedanken. — Ach, es konnte ja nicht sein, sie wollte es nicht glauben. — Sie wollte ihn fragen. — Nein, sie wollte ihm vertrauen, seinem Wort, seinem Wesen, das ihr so schlicht, so treu erschienen, so lange sie ihn kannte.

Nun — sie liebte ihren Gatten. Alles andere zurückdrängend, stieg die Empfindung immer wieder in ihrem Innern auf: sie liebte ihn! —

Und wenn er ihr Geld brauchte, er sollte es haben. — Sie mußte bleiben, er sollte glücklich sein. — Sie wollte sich seine Liebe verdienen, und dann — wieder kamen die Tränen — wenn er sie nie lieben könnte — dann, nun dann gab sie ihn frei — er sollte glücklich sein, ganz! —

Damit hob sie den Kopf und geriff den dummen Brief.

Hans Joachim trat ein. „Mein Weib“, sagte er jählich und wollte sie umarmen.

Und Lonnie erdarrt, bebte zurück, — dann aber, als gälte es einen Schuß durch sich selbst, flüchtete sie wieder zu ihm, schlang die Arme um seinen Nacken:

„Sag mir, daß du mich lieb hast, Hans Joachim!“

„Kann gern geloben“. Er lächelte fröhlich, so recht aus dem Herzen heraus, und wollte sie auf die Knie ziehen, wie er es gern getan in der letzten seligen Zeit. Da fielen seine Blicke auf das Stückchen Papier, das sich in den Spitzen ihres Kleides verfangen hatte.

„Du hast noch Briefe bekommen?“ fragte er.

„Nicht der Rede wert —“

„Und bist doch so erregt —“ Er bemerkte jetzt erst, daß sie geweint. „Dart man wissen, was hier steht?“ Er griff nach dem Papier. — Wie gebannt blieben seine Blicke haften auf der steilen Schrift — Schatten traten in seine Züge.

„Nein, nein, du brauchst dir darum den Kopf nicht zu zerbrechen. Es lohnt sich nicht“. Und in gut gespielterm Scherz nahm sie das Papier und zerplüschte es ganz.

Ein Leuchten ging über seine Züge: „Lonnie!“ rief er laut und breitete die Arme aus.

„Hans Joachim!“ — sie flüchtete sich hinein.

„Und wenn ich ahnte, wüßte, was hier gestanden — was man dir geschrieben —“

„Nein, nein“, sie drückte ihm die Hand auf den Mund.

„Doß“ — wehrte nun er. „Du bist so brav — da bedarf es keiner Geheimnisse zwischen uns, selbst die der Grahmüt nicht. Schau, auch ich habe einen Brief empfangen, das gleiche Papier, die gleiche Schrift — seinem Inhalt nach wahrscheinlich ein Gegenstück. Es gibt Leute, die niemandem Glück gönnen, — und auch nichts Gutes glauben von den Menschen.“

„Du aber, Hans Joachim“, Lonnie brach ab, sah angstvoll in die Höhe — „aber du, was glaubst du?“

„Diese Augen lügen nicht“, kam er ihrer weiteren Frage zuvor und küßte langsam und innig die blauen Sterne. „Außerdem, ich liebe dich — und Liebe ist Vertrauen.“

„Hans Joachim!“ In selbigem Augenblick schlang sie die Arme um seinen Nacken, hielt er sie fest, immer fester.

Es war ihnen, als hätten sie sich jetzt erst gefunden in ihrem ganzen Sein!...

### Rätsel

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?  
Es gibt sich selber Licht und Glanz.  
Ein anderes ist's zu jeder Stunde,  
Und immer ist es frisch und ganz.  
Im engsten Raum ist's ausgeführt,  
Der kleinste Rahmen faßt es ein;  
Doch alle Größe, die dich rühret,  
Kennst du durch dieses Bild allein.  
Und laßst du den Kristall mir nennen?  
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;  
Er leuchtet, ohne je zu brennen,  
Das ganze Weltall saugt er ein.  
Der Himmel selbst ist abgemalt  
In seinem wundervollen Ring,  
Und doch ist, was er von sich strahlet,  
Noch schöner, als was er empfangt.

### Buntes Allerlei

#### Wölfe bei Madrid

Der bittere Winter, der sich miturchboxer und hier kann niemals gekannter Schwere über Spanien, vor allem über die Jonen um Madrid legt, hat auch die Wölfe aus den Bergen mutiger werden lassen. Tag für Tag und Nacht für Nacht werden Dörfer, auch ganz nahe bei Madrid, von Wölfen angegriffen. Einzelne Personen wagen nicht, eine längere Wegstrecke zurückzulegen. So gar in die Städte sind die wütenden Wölfenrubel eingebrochen und haben dort unter den Viehbeständen schweren Schaden angerichtet. Wie sonst nur in Sibirien haben jetzt im „sonnigen Süden“ die Dorfbewohner einen harten Abwehrkampf gegen die Wölfsplage bejshlossen. Mit großen Treibjagden, die auch durch Militär unterstützt werden, geht man den in den nahen Wäldern hauenden Wölfen zu Leibe. Ferner werden nach alten überlieferten Anweisungen Wölfsstullen gebaut um die Stallungen vor weiteren Schäden zu bewahren. Niemand kann sich entsinnen, daß die Wölfe sich jemals so weit nach Madrid hineingewagt hätten. Bei Miraflores, Manzanares Soala, Chocas de la Sierra hat man Dutzende von Wölfen erlegt, nachdem hier die ersten Jagden organisiert worden waren. Die genannten Orte hatten nämlich am härtesten unter der Plage zu leiden gehabt.

#### Der Tempel der gefallenen Tiere

Die Japaner haben kürzlich in Ojaka für das Seelenheil der vierfüßigen und der geflügelten Tiere, die während des letzten japanisch-chinesischen Krieges ihr Leben lassen mußten, in einem Tempel einen feierlichen Gottesdienst abgehalten. Am den Altar herum standen 25 Herde und sechs Hunde, außerdem waren in Käfigen 700 Vögel aufgestellt, die dieser Feierlichkeit als lebende Zeugen für ihre in gleicher Zahl während des Krieges unermöglichten Artgenossen beizubehalten. Priester ließen Weibrauch aufsteigen und sangen Trauerpsalmen. Der seltsamen Trauerfeier wohnten die Lehrer und Scholastiker sämtlicher händelstischen Schulen Ojakas sowie Abordnete militärischer und vaterländischer Organisationen bei.

#### 100 Berliner Pfannuchen auf einen Sitz

Die Rekordjucht treibt seltsame Blüten. Eine Zusammenstellung allein aus überseeischen Zeitungen der letzten Wochen ergab nachstehende Welthöchleistungen auf den verschiedensten Gebieten. So konnte sich Derek Coles aus Wellingborough in die Riste der „Weltmeister“ eintragen, weil er auf einen Sitz nicht weniger als hundert Berliner Pfannuchen verpeiste. Gleichfalls auf kulinarischem Gebiet liegt der Rekord des Amerikaners Carl Evans, der bei einem Erntefeste 30 Teller Erbsensuppe vertilgte. — Als bester Schaffherer erwies sich der Neuseeländer de Kalmach, der binnen zehn Stunden 412 Schafe ihres Wollkleides zu berauben verstand. In eine andere Richtung zielt der Rekord des Hauptrichters eines Londoner Gerichtshofes. Dieser Jurist sprach im Laufe eines Vormittags nicht weniger als 425 Ehescheidungen aus.

#### Humor

Ein Gedankenleser. „Sie sehen mich an, als ob Sie mich für einen Narren hielten.“ — „Sie sind Gedankenleser.“ — „Auf der Zimmerermiete. „Könnte ich das Zimmer bekommen?“ — „Spielen Sie ein Instrument?“ — „Nein.“ — „Haben Sie einen Kaufprediger?“ — „Nein, aber ich habe einen Hülsederhalter, der frönt ein bißchen, macht das was?“

Druck und Verlag: W. Rieker'sche Buchdruckerei, Altensteig. Hauptvertriebsleitung: L. Kauf. Anzeigenleitung: Gust. Woblich, Altensteig. D. A. 1. 1. 34: 2150.

**Als Vieh-Lebertran-Emulsion**



nur bei vitaminreicher M. Brochmanns „Oleosan“ (Mikrosteril, schnell und leicht verdaulich, enthält kein Salz, keine Zuckerzusätze, keine Konservierungsstoffe)

Wiederum bei M. Brochmanns „Halgelber“ (Neuerste Neugeburtshilfe in unserer Verkaufsstellen über direkt von M. Brochmanns Chem. Fabr. n. b. h. Leipzig-Gröbzig)

„Oleosan“ - Verkaufsstellen:

Wiensteig: Löwen-Drogerie u. Müller; Schwarzwald-Drogerie Dr. Schlumberger; J. Wurster, Joh. Dr. Schard; Zimmerfeld; J. Danfmann, Waldsiedl; G. Holz

**Spielberg.**  
Einen ordentlichen **Jungen** nimmt in die Lehre **Gottlieb Walz** Olper- und Malergesellsch.

**Bredigt- und Gebetbücher** in großer Auswahl in der **Buchhandlung Laut** Altensteig und Ragold.



**Persil bleibt Persil**

Das **einzigartige Waschmittel für alle weiße Wäsche!**

**Zinffer-Knoblauchsaft**

wirkt appetitanregend, reinigt Blut und Darm, schafft gesunde Säfte und leistet bei Arterienverfälsung, zu hohem Blutdruck, Magen-, Darm-, Leber- und Gallenleiden, bei Asthma, Hämorrhoiden, Rheumatismus Stoffwechselstörungen und vorzeitigen Alterserscheinungen gute Dienste.

Flasche, 5 Wochen ausreichend, M. 3.—, Versuchsfiasche nur M. 1.—.

**Geruchlos und ohne Geschmack:**

Zinffer-Knoblauchöl-Kap'seln u. Knoblauch-Tabletten, Schachtel je M. 3.—, Knoblauch-Bonbons, Beutel 50 Pfg. — In Apotheken zu haben, Knoblauchsaft und Bonbons auch in Drogerien, bestimmt dort, wo eine Packung ausliegt.

**Dr. Zinffer & Co. G. m. b. H.**  
Heilkräuter-Eres Leipzig 3 4

**Schulhefte**

Aufgabenbüchlein  
Tafeln, Griffel-  
schachteln, Griffel-  
federn, Radier-  
gummi, Bleistifte

empfiehlt die  
**Buchhandlung Laut**  
Altensteig und Ragold.

**Wozu für und billigem eigenen Heim!**



Für 90 Mark monatlich können Sie ein schöneres CCN-Heim als eigenes Heim (3 Zimmer, Küche, Bad, Döhlen, Keller) mit Garten bewohnen. Haus und Garten werden Ihnen gehören. Das Minimum für ein CCN-Heim ist 200000 RM. Wägen Sie das Geld schon jetzt ein! Kostenlose Referenzen, Absichtserklärung, Ankauf und Prospekt kostenlos. Fragen Sie an: Vertriebsstelle CCN, Marktberg 10, Leipzig.

**CCN** *Leubniz*

Vertretung: **Wilhelm Hermann, Altensteig** (Marktplatz)

**Die beste Reklamegelegenheit**  
**bietet die Tageszeitung!**

